



Doch niemand geht irgendwo hin.
Günter J. Matthia

Veröffentlicht: 2010

Kategorie(n):

Tag(s): Kurzgeschichte Erzählung Musik

Kapitel 1

Geschichten erzählen mit Bob Dylan im Ohr

Bei manchen meiner Erzählungen weiß ich nicht zu sagen, woher sie kommen. Bei den meisten eigentlich. Sie entstehen beim Schreiben. Wer weiß zu sagen, was alles hineinfließt an Gelesenem, Gehörtem, Gesehenem? Paul Auster schrieb in *Leviathan*: »Nobody can say where a book comes from. Least of all the person who writes it.« Genau so geht es mir in der Regel.

Manchmal jedoch habe ich in den vielen Jahren meines Schreibens Bob Dylan im Ohr – beziehungsweise im Kopf – gehabt, ganz bewusst. Manches aus seinen Liedern findet sich sehr deutlich in solchen Texten wieder. Hier ist eine kleine Auswahl von solchen Inspirationen aus seiner Musik.

Nicht nur aus dem jeweiligen Song, natürlich. In »Fragment« zum Beispiel finden sich auch Spuren von Leonard Cohens *Lets Sing Another Song*, *Boys* und *The Swan*, außerdem Spuren von Bob Dylans *Isis* neben der eigentlichen Quelle *Black Diamond Bay*. Und – wer weiß – womöglich noch andere Inspirationen.

Wer mag, kann ja seine Schallplatten- oder CD-Sammlung durchforschen und weitere Puzzleteile finden.

Hauptsächlich jedoch haben diese Geschichten mit Bob Dylan zu tun. Den Titel des Liedes habe ich jeweils neben meine Überschrift gesetzt, falls jemand auf BobDylan.com die Texte nachlesen möchte.

Ach ja, bevor es losgeht: Auf feedbooks.com finden Sie auch das E-Book *Die Entblößung* aus meiner Feder. Eine der Personen in der Erzählung entspringt ebenfalls einem Text von Bob Dylan, nämlich *Isis*.

So, genug der Vorrede. Ich wünsche Ihnen eine unterhaltsame Lektüre. Vielleicht haben Sie ja beim Lesen Bob Dylan im Ohr?

Kapitel 2

Fragment – Black Diamond Bay

Sie lehnt an der Brüstung, trägt Halstuch und Panamahut, als hätte sie bedachtsam Accessoires zum Ort gewählt. Die Veranda aus gekalktem Stein gestattet einen atemberaubenden Blick auf das Meer, aus gebleichtem Holz und viel Glas wurde sie am Steilhang konstruiert. Der Anstrich der Tische und Stühle schimmert exakt in dem Eierschalenfarbton, den Panamahut und Halstuch aufweisen. Sie schaut hinaus auf die Wogen. Sein Blick kann sich nicht von ihr lösen. Ihre dezent gebräunte Haut, das dunkle, volle Haar, das im leichten Wind vom Meer auf die Schultern herabwehlt, hellgraue Leinenhose und Bluse, die Segeltuchschuhe wiederum in dem Farbton von Hut und Halstuch... wie eine makellose griechische Göttin steht ihm die Fremde vor den Augen, die verweilen und verweilen wollen.

Es ist wohl ungehörig, jemanden so lange anzustarren, aber niemand kann es bemerken, denn die Göttin ist abgesehen von ihm der einzige Gast auf der Veranda. Und sie, die unentwegt auf das Meer hinausblickt, kann hoffentlich den Blick nicht spüren? Man sagt, es wäre zu empfinden, und wenn sie sich umsieht, ist er der einzige, dem sie das Anstarren zurechnen könnte. Kurz blickt er beschämt hinab auf seine Hände, die entspannt auf dem linken Knie ruhen. Er sitzt zurückgelehnt, die Beine übereinander geschlagen.

Sein leichtes Baumwollhemd und seine Leinenhose sind von exakt dem gleichen Grau wie Bluse und Beinkleid der Göttin. Das mag ihn, als er die Veranda betrat, überhaupt erst auf sie aufmerksam gemacht haben, denn eigentlich starrt er Frauen nicht an. Er nimmt Schönheit zur Kenntnis, genau wie Unansehnlichkeit, wohl wissend, dass der Mensch, der ihm nicht gutaussehend scheint, für jemand anderen der Inbegriff des Schönen sein kann. Er weiß auch, dass er selbst nicht dem zur Zeit von Modemachern propagierten idealen Mann gleicht.

Weder pflegt er einen Dreitagebart, noch zeigt er mittels halb geknöpftem Hemd die Haut der Brust. Das einzige, was er in letzter Zeit an

Gemeinsamkeit mit den in Katalogen und Frauenmagazinen dargestellten Modellen bemerkt, ist dass die abgelichteten Männer gelegentlich wieder Hut tragen. Er selbst ist Jahre schon behütet, die Mode diesbezüglich war ihm stets so gleichgültig wie die Mode an und für sich.

Die Göttin steht noch immer unbeweglich an der Brüstung. Zum ersten Mal in diesen mehr als zehn Minuten kommt ihm ein Gedanke, den er gerne von sich wiese. Die Brüstung ragt hüfthoch nur mit geschnitztem Holzwerk rechts und links, darunter fällt der Felsen dreißig, vierzig Meter lotrecht in ein niemals stilles Meer.

Das Bild in ihrem Pass zeigt ein Gesicht aus einer anderen Zeit, von einem anderen Ort, sie gleicht dem Foto nicht, nicht mehr. An der Rezeption hatte niemand es für notwendig erachtet, ihr angebotenes Reisedokument auch nur in die Hand zu nehmen, mit einem zuvorkommenden Lächeln hatte der Concierge »Danke, nicht nötig« gesagt und ihr die Schlüssel gereicht. Die Plastikkarten, die in fast allen Hotels inzwischen Zugang zu den Räumen verschafften, sind hier nicht willkommen, solange der Inhaber des Hotels am Leben sein wird zumindest. Das Wohl der Gäste steht für ihn an erster Stelle, die Wahrung der bewährten Traditionen seines Hauses an der zweiten, wobei das oft zusammenfällt.

Sie fühlt schon die ganze Zeit den Blick in ihrem Rücken. Es kann doch nicht sein, das jemand sie erkennt, nach so langer Zeit? Selbst wenn die alten Fotos jemandem gewärtig wären, wer würde jemals sie mit ihr verbinden können?

Sie reißt ihren Blick los von den Fluten unter sich und schaut ihm in die Augen, der sie so lange nun bereits betrachtet hat. Er wendet schnell den Blick aufs Meer, als habe er nur zufällig gerade zu ihr hingeblickt.

»Sie haben mich beobachtet«, spricht sie ihn an.

»Ich habe Sie bewundert.«

»Kann man bewundern, wen man nicht kennt?«

»Vielleicht bewundert man *nur*, was man nicht kennt?«

Sie betrachtet ihn aufmerksam, forscht in ihrer Erinnerung nach seinem Gesicht, Jahre jünger natürlich, denn wenn er sie erkannt hat, muss eine frühere Begegnung sehr lange zurückliegen. Alle Überbleibsel ihrer Vergangenheit sind vom Sturm der jüngsten Zeit verweht, sie ist ein neuer Mensch. Und doch kann immer noch passieren, was nicht geschehen darf.

»Habe ich«, fragt sie und lässt seine Augen nicht los, »Sie schon einmal gesehen? Vielleicht unten in Mexiko?« Oder war es ein Bild auf einem

Regal, irgendwo bei irgendwem? Sie kann nicht sicher sein, spürt jedoch die Ahnung einer Erinnerung.

»In Mexiko war ich nie.«

»Aber?«

»Kein Aber. Ich wüsste nicht, wo und wann wir uns begegnet wären.«

Die Krempe seines Hutes verschattet die Augen, sie weiß nicht zu sagen, ob er die Wahrheit oder Lüge redet. Ein Segen, dass auch Sie nicht unbehütet ist.

»Sind Sie...«

Er unterbricht mit einem Lächeln: »Entschuldigung, ich habe mich nicht einmal vorgestellt, nachdem ich Ihren Anblick eine Ewigkeit genießen durfte. Konstantinos Sourvanos.«

»Ein Grieche in Deutschland. Warum?«

Statt einer Antwort fragt er: »Ihr Name bleibt Ihr Geheimnis?«

»Einstweilen.«

Er ist verwirrt. Kann nicht zuordnen, sortieren, benennen, was mit ihm geschieht. Eine Fremde – und seine Seele liebt sie seit seiner Geburt. Eine Unbekannte – und sein Herz zieht sich vor Schmerz zusammen, weil sie sich jetzt abwendet. Wohl keine griechische Göttin, was für ein absurder Gedanke auch, ausgerechnet hier und jetzt, doch sie regiert ihn wie nur eine Macht es kann, die jenseits dieser Welt gegründet ist.

Sie entschwindet seinem Blick, das Hotel verschluckt sie und er kann nicht folgen. Er steht auf, lehnt sich an die Brüstung, die das Tosen unten von dem Weiß hier oben trennt, spürt noch die Gegenwart der Göttin wo sie stand. Sein Blick sucht, was ihre Augen gesehen haben mögen. Grau und Blau mit wenig Weiß zerklüftet, keinen Augenblick der gleiche Anblick wie zu der vorigen Sekunde. Zwei Möwen kreisen über dem unendlichen Inferno, weit draußen kann ein Frachter sein, wenn nicht das Licht ihm etwas vormacht, was nie dagewesen.

Was sie sah, bleibt ihm verborgen, denn jedes Bild vom Meer ist flüchtig. Jede Erinnerung ist flüchtig. Hat er sie doch schon einst getroffen? Woher kommt diese Gewissheit, ihr zugehörig zu sein? Er ist kein dummer Junge mehr, der Hals über Kopf in Schwärmerei verfällt, wenn ihm ein weibliches Wesen aus der grauen Masse heraus sticht.

Sie lässt den Fahrstuhl unbeachtet und steigt in Gedanken tief verloren die vom Teppich weichen Stufen empor. Einst war sie, in jenem anderen Leben, verzaubert gewesen. Hatte sie in seiner Gegenwart eine Stunde verweilt, oder einen Tag? Sie kann es nicht mehr sagen, jede Erinnerung

ist flüchtig wie ein Bild vom Meer, auch diese verschimmt ihren Gedanken.

Doch die Erinnerung *will* zurückkehren, deutlich spürbar schon. Sie kämpft sich an die Oberfläche. Will aus der Vergangenheit die Gegenwart erobern.

Die Sonne ging nicht unter an jenem Tag, die Bäume reichten tief an einem sanften, schimmernden See. Was war geschehen, wann und wo? Wer war er gewesen, mit dem sie einen Tag, eine Stunde teilen durfte? Sie waren eins gewesen in dem, was sie nicht taten. Hatte sie verleugnet, hatte er verschwiegen, was hätte sein können? Oder machte ihr das Gedächtnis vor, was nie dagewesen?

Sie folgt den Spiralen der Stufen und erreicht das zweite Obergeschoss, will umkehren, zurück auf die Veranda, den Blick hinaus richten. Nein, sie will die Augen ihn erforschen lassen. Vergangenheit zurückholen, Zukunft ermöglichen.

Der schwere Schlüssel öffnet ihre Türe und ein leichtes Beben unter ihren Füßen fordert Aufmerksamkeit.

Er blickt auf seine Fingernägel und sieht sie brüchig. Sind all seine Schiffe verbrannt? Was ist ihm geblieben? Ein fremdes Land, kalt findet er es, klimatisch und auch sonst. Nicht, dass die Menschen unfreundlich wären, doch wird er nie zu Hause sein in Deutschland, und kann auch in die Heimat nicht zurück. Er löst sich von dem Blick aufs Meer und blickt hinauf zum zweiten Stock, wo sie ihr Zimmer hat.

»Konstantinos«, murmelt sie, »Konstantinos Sourvanos. Wer bist du?« Sie mustert sein Gesicht, vergrößert durch die Linsen. Das Fernglas hat sie einst, in jenem anderen Leben, in jener nebelhaften Vergangenheit, im Laden ihres Vaters mitgenommen. Angeblich sei es das Eigentum von Carl Zeiss gewesen, hatte er erklärt, ein Einzelstück, von Hand gefertigt, dann verpfändet und nie eingelöst. Es gab auch einen Pfandschein aus dem Jahr 1849, ein Mann namens August Löber hatte säuberlich quittiert, im Auftrag und mit Vollmacht seines Meisters Carl Zeiss zu handeln.

Ihr Vater hatte ihr, zu größter Behutsamkeit mahnend, das Unikat für ein Wochenende anvertraut, sie konnte es jedoch nicht wieder in seine Hände legen. Es war das einzige Erinnerungsstück, das ihr ans Elternhaus geblieben war.

Er schaut hinauf zu ihr. Kann er sie sehen, wie sie ihn betrachtet? Forscht er in den Schatten seiner Vergangenheit nach ihr, so wie sie nach ihm?

Er meint, eine Silhouette wahrzunehmen, doch sicher ist er nicht, die Sonne spiegelt sich und verwehrt den Blick auf seine namenlose Göttin. Die Gästezimmer liegen alle im zweiten Stock, doch welches Fenster gewährt ihr den Blick auf das graue Tosen der Wellen? Oder auf ihn, wie er das Haus betrachtet?

Er wendet sich dem Eingang zu und fragt sich, ob das Beben unter seinen Füßen wirklich da gewesen war. In einer anderen Region, auf einem anderen Kontinent wäre seine Aufmerksamkeit erwacht, doch hier muss niemand damit rechnen, dass Festgefügtes auseinander bricht. Er tritt in die Lobby und nickt dem alten Herrn zu, der an der Rezeption auf irgend etwas warten mag.

Er lässt den Fahrstuhl unbeachtet und steigt in Gedanken tief verloren die vom Teppich weichen Stufen empor. Im zweiten Stock passiert er die Zimmertüren und horcht, doch ist kein Laut vernehmlich. Er möchte klopfen, in der Hoffnung, die richtige Türe zu wählen, doch kann er keinen Grund ersinnen, ein solches Verhalten zu erklären, falls jemand anderer öffnet. So geht er weiter, schließt die letzte Tür im Gang auf und meint erneut, ein Beben zu empfinden. Er blickt zurück, den Flur hinunter. Ihm ist, als sei der Kronleuchter in Bewegung. Soll er zurück, das Haus verlassen? Soll er verweilen und beobachten? Droht ihm Gefahr, droht ihr Gefahr? Er könnte nun mit gutem Grunde klopfen, den Gästen sagen, dass die Erde bebt. Er steht in seiner Zimmertür und hört Musik.

Sie spielt auf ihrer Klarinette, improvisiert, lässt Töne kommen, wie sie möchten und entlässt sie in die Atmosphäre, wo sie sind und schon vergehen. Dennoch sind sie nicht verloren, verweilen im Gedächtnis, länger oder kurz, vielleicht für immer. Sie spielt seit ihrer Kindheit, und oft kommt eine Melodie zum Vorschein, die sie beim Hören wiedererkennt.

Er lauscht und weiß, wer seine Göttin ist. Erkennt die Folge der verspielten Klänge, sieht sich zu ihren Füßen sitzen. Ein stiller See, zwei Menschen bergen sich im Schatten eines Baumes. Er sitzt entspannt, vom Bad noch feucht, sie steht und schaut ins Unbestimmte, die Klarinette scheint zu leben. Auf ihrer Haut sind Wasserperlen, ihre Haare tropfen, sein Blick kann sich nicht lösen. Spielt sie für ihn? Für sich? Für niemanden? Für die ganze Welt? Er sieht sie nur von hinten, doch er weiß, dass

sie den Blick auf ihre Schönheit spürt. Er legt sich hin, die Augen lassen keinen Augenblick von ihr. Die Melodie spricht mehr als tausend Worte. Sie flüstert Liebe, sie haucht Zärtlichkeit.

Sein Leben lang hat sie ihn begleitet, ein Wunder, ein Phantom der Jugendzeit. Vergessen und doch immer da. Warum hat es so lang gedauert, sich zu erinnern? Warum bringt die Musik zurück, was das Gesicht, was die Gestalt nur ahnen ließ? Er hebt die Hand, um an die Tür zu klopfen. Dann zögert er erneut. Wie kann man solches Spiel der Töne und des Atems unterbrechen?

Sie schließt die Augen und sie sieht ihn hingestreckt im Gras. Wie lange ist es her, dass er zu ihren Füßen lag? Vor wie viel Tausenden von Atemzügen spielte sie für ihn, was sie mit Worten nicht zu sagen wusste?

Sie spürt den Blick, und nichts daran ist ihr zuwider. Er darf betrachten, er darf träumen, er darf fühlen. Er ist der erste, dem sie sich zu schenken wünscht, und sie weiß auch, dass sie und er an diesem Tag die Welt besitzen. Sie lässt die Melodie versiegen, die Klarinette sinken. Sie dreht sich zu ihm um. Adam und Eva, ohne Schuld und Scham im Garten. Sein Körper ledig aller Kleidung so wie ihrer. Sein Herz gefangen so wie ihres vom Moment. Zwei Seelen, die in ungetrübter Wahrheit zu einander streben.

Er klopft, als die Musik verklungen ist. Sie öffnet ohne Zögern, er sieht die Tränen, die sie wegzuwischen nicht für nötig hält.

»Susanne, wo warst du so viele Jahre?« Seine Stimme zittert.

Sie haucht mehr, als dass sie spricht: »An keinem Ort, der erwähnenswert sein könnte.«

»Du hast dich verändert.«

»Vermutlich.«

»Du warst fort.«

»War das nicht unvermeidbar?«

Er hört sich sagen: »Bleibst du bei mir?«

Sie hört sich sagen: »Wenn du es möchtest, ja.«

Er tritt in ihr Zimmer und bleibt am Fenster stehen. Die Klarinette liegt auf dem ungemachten Bett, ein offenes Buch auf dem Nachttisch. Er erkennt es, ohne den Umschlag zu sehen. Er blickt hinaus auf das Meer, forscht nach Anzeichen eines kommenden Geschickes, doch die Weite des Wassers verrät nichts.

»Ich meine, gespürt zu haben, dass die Erde bebt«, beginnt er, »aber es mag auch sein, dass nichts daran im Hier und Jetzt geschieht. Ich bin gefangen. Irgendwo.«

»Du träumst. Du bist nicht gefangen, sondern die Welt ist gefangen in deinem Traum.«

Konstaninos legt die Fingerspitzen an die Fensterscheibe und spürt das leichte Vibrieren, das Pulsieren, das nicht vom Wind, sondern irgendwo aus der Tiefe kommt. Er träumt nicht, nein, er will sie warnen und sie mit sich nehmen in die Sicherheit, die doch zu finden sein muss, solange Zeit noch bleibt.

»Susanne, wir sollten aufbrechen. Zusammenpacken, was notwendig ist und diesen Ort verlassen.«

Sie stellt sich zu ihm an das Fenster. Sie blickt ihm in die Augen, die durch all die Jahre jung geblieben sind, es sind noch immer die Augen des Jungen am See, der ihrem Spiel lauscht und ihren Körper betrachtet, auf dem die Sonne sich der Wassertropfen bedient, um Blitze in seine Augen zu senden.

Er will etwas sagen, aber sie legt ihm sanft den Finger auf die Lippen. Er liest in ihren Augen Liebe, die nicht müde geworden ist in den Jahrzehnten.

Susanne flüstert: »Die Träumenden führen Krieg gegen die Handelnden. Schau doch, wie die Handelnden zurückweichen, wie sie bluten, wie sie unterliegen.«

Er spürt den Sog zurück in die Vergangenheit. Sie waren damals jung, sehr jung. Sie waren damals alt, sehr alt. Alt wie die Sonne, die vom wolkenlosen Himmel schien, jung wie Rosenblüte, die sich gerade öffnete. Er und sie. Sie und er. Damals. Dort. Heute. Hier.

Er ist seit heute vierzehn Jahre alt. Ein griechischer Junge, geformt und gegerbt von der Küste. Der Nachmittag ist gerade angebrochen, er radelt in den Wald, zu seinem geheimen Ort. Der See gehört nur ihm, normalerweise. Die Touristen sind am Meer oder in ihren Hotels, denn mittags ist es viel zu heiß für sie in diesem windgeschützten Tal, das von dichten Bäumen bewacht abseits der staubigen Landstraße von niemandem Beachtung findet.

Sein Vater nur scheint zu verstehen. Die Mutter, Griechin wie sie im Buche steht, viel zu sehr im Diesseits gefangen, Haushalt, Familie, Gäste, Tradition und Beständigkeit. Sie wäscht, sie kocht, sie räumt sein Zimmer auf, sie fragt ihn nach den Hausaufgaben, sie kühlt die Stirn wenn

Fieber tobt, ist immer da, so will ihm scheinen, unermüdlich, pausenlos beschäftigt für ihre Familie.

Der Vater – anders. Irgendwie. Ein Deutscher, ganz anders als die Männer aus dem Dorf. Der Vater, der selten nur das Wort ergreift, der lieber nichts sagt, als im Streit ein Wort zu erwidern. Der träumen kann, und der dem Sohn das Träumen gönnt. Der Vater, der dieses Tal kennt und nicht betritt, wenn er den Sohn darin weiß. Weil der Vater versteht, dass ein geheimer Ort etwas Heiliges ist.

Er schiebt das Fahrrad durch die letzten Büsche vor der Wiese und bleibt stehen. Aus seinem Heiligtum erklingt Musik.

Sie steht im Schatten eines großen alten Baumes und lässt die Töne kommen, wie sie wollen. Woher kommen sie? Aus ihr? Wer hat sie in ihre Seele hineingelegt? Warum kommen sie nur manchmal so hervor wie jetzt – als spiele jemand mit ihren Fingern, Lippen, Lungen, als höre sie sich selber zu wie einer anderen Person? Spielt sie für sich? Für Gott? Für den Schwan, der dort reglos auf dem See verharrt? Ist dieser Schwan ein Gott? Ist er real? Er scheint nicht in dieses Tal zu gehören, genau wie sie nicht hier zu Hause ist, sie ist nicht einmal sicher, dass er wirklich da ist. Ein Schwan in Griechenland. In einem Felsental, das ihr der Zufall nur gezeigt.

Sie setzt die Klarinette ab und legt sie behutsam auf den Teppich aus weichen Halmen. Sie möchte diesen See erschwimmen, dem Schwan behutsam nahe kommen. Kein Mensch scheint hier zu sein, sie blickt noch einmal in die Runde und schlüpft dann aus dem Leinenkleid, streift ihre Wäsche ab und tritt mit beiden Füßen in das klare Wasser. Es ist kalt, erschreckend kalt in der griechischen Sommerhitze.

Er tritt aus dem Schatten und lehnt sein Fahrrad an den Baum, unter dem Klarinette und Mädchenkleidung liegen. Er ist nicht sicher, ob er träumt oder wacht. Er entledigt sich des Hemdes und der Hose, zögert kurz, und beschließt dann, es ihr gleich zu tun. Falls er nicht träumt, dann sind sie Adam und Eva im Paradies, wo man nichts zu verbergen braucht, was der Schöpfer für gut erachtet hat. Und sollte er nur träumen, dann wäre sowieso sein Handeln nicht von seinem Willen zu bestimmen.

Soll er sich bemerkbar machen? Nein. So wie es ist, so scheint es sein zu sollen. Zu müssen. Zu dürfen.

Das Mädchen geht behutsam einen weiteren Schritt, er weiß um die Kälte, die am Ufer herrscht. Ein wenig weiter wird das Wasser wärmer,

doch hier speist eine unterirdische Quelle den See mit frischem Wasser aus der Tiefe. Er tritt neben sie. Sie erschrickt nicht, sondern schenkt ihm ein Lächeln.

Sie hat ihn kommen hören. Oder hat ihn gespürt. Hat kurz nur überlegt, ob sie fliehen, sich bedecken soll, sich umschaun, wer außer ihr zugegen sein mag. Aber irgendwoher spürt sie, *weiß* sie, dass es der Junge sein muss, den sie am Vortag bei der Anreise kurz im Garten sah.

»Es ist sehr kalt«, sagt sie auf Griechisch, »trotz der Sonne.«

»Vier Meter weiter wird es wärmer«, antwortet er auf Deutsch.

Er schreitet aus und lässt sich dann ins Wasser gleiten. Sie folgt ihm schnell und wirklich ist die Wärme da, wo er gesagt hat.

Sie blickt hinüber an das andere Ufer. »Der Schwan ist verschwunden.«

»Man sieht ihn nur, wenn er es will.«

Später liegt er ihr zu Füßen, während die Zukunft offen ist. Sie spielt für ihn, lässt eine Melodie sich selbst erschaffen. Er fragt sie nicht nach ihrem Namen, sie will seinen nicht erfahren. Es genügt, dass sie da sind, an diesem See, zu dieser Stunde. Er darf ihre Schönheit betrachten, sie darf seinen Körper sehen. Die Blicke forschen, entdecken bisher Ungesehenes, Geahntes, Geträumtes. Dann liegen sie neben einander und blicken empor zum Dach der Zweige, brauchen keine Worte, um einander zu verstehen. Der Schwan treibt heran, trägt eine Rose im Schnabel. Am Ufer legt er sie ab und fliegt davon.

Konstantinos steht auf und hebt die Rose auf. Ein Dorn sticht ihn in den Daumen, sein Blut hat die Farbe der Blüte. Er bückt sich und holt aus seiner Hose das Taschenmesser, schneidet sorgsam die Dornen ab, bevor er dem Mädchen die Blume reicht. Sein Blut tropft auf ihre bleiche Haut, ein Tropfen unter der rechten Brust, einer dicht am Nabel, ein dritter im Flaum, der ihr Delta umspielt.

Sie lächelt, nimmt die Rose entgegen und führt seinen blutenden Daumen zum Mund. Sie saugt das Blut, bis die Wunde versiegt.

»Ich habe heute Geburtstag«, sagt sie, ich bin jetzt Fünfzehn.«

Sie ziehen sich an, unwissend, wie viel Zeit vergangen ist. Die Sonne verschwindet hinter den Wipfeln. Sie verstaut ihr Instrument in einem kleinen ledernen Behältnis. Er schiebt sein Fahrrad, teilt sorgsam das Gebüsch für sie, bis sie den staubigen Weg ins Dorf erreicht haben. Bei den ersten Häusern fragt er: »Sehen wir uns wieder?«

»Ja«, sagt sie, »das hat der Schwan versprochen und dein Blut hat es besiegelt.«

»Morgen?«

»Nein. Ich muss dich verlassen, meine Eltern sind mit mir auf der Flucht. Aber behalte meinen Körper, bis wir uns eines Tages einander schenken werden. Behalte auch den Schwan. Die Rose. Wir werden, wir müssen uns finden.«

»Zu einem anderen Geburtstag?«, fragt er.

»Wir werden sehen.«

Noch immer stehen sie am Fenster. Dreißig Jahre sind vergangen, morgen, am Geburtstag. Unter ihren Füßen bebt es erneut.

Kapitel 3

Mädchen vom Land – Brownsville Girl

Ich sehe es noch heute vor mir, wie sie in ihrem ramponierten Ford Capri auf der Landstraße heranrollte, hinter meinem alten Käfer anhielt und ausstieg. Ihre Füße steckten in unglaublichen Schuhen, die Sohlen mochten gut und gerne 10 Zentimeter hoch sein. »Wie kann man mit so etwas Auto fahren, geschweige denn laufen?«, dachte ich.

Ich habe nie herausgefunden, warum wir uns ausgerechnet an diesem einzigartigen Ort trafen, aber es war richtig so. Keine Menschen außer uns weit und breit, links und rechts der Straße Maisfelder kurz vor der Ernte.

»Probleme?«, fragte sie.

»Kein Benzin mehr.«

»Hmm hmm.«

Es war die Zeit vor der Erfindung der mobilen Telefone. Die Zeit vor den Navigationsgeräten, die den Weg zur nächsten Tankstelle weisen würden. Die Zeit vor der Hektik und der Angst in der Welt.

Sie nickte und öffnete mir die Beifahrertüre. Ich stieg ein und sie nahm hinter dem Lenkrad Platz. Der Ford roch nach Blumen und Haschisch. Am Rückspiegel baumelten Plüschwürfel. Sie ließ den Motor an und wir fuhren an meinem vertrockneten VW vorbei ins Irgendwo.

Wir verließen Bayern und bei Anbruch der Dunkelheit ließ sie das Fahrzeug kurz vor Stuttgart bei einer Scheune ausrollen.

»Die Scheinwerfer sind kaputt.«

»Okay«, sagte ich, »besser als kein Benzin im Tank.«

Wir schliefen im Heu, ihre Haut war zart und weich.

In der Stadt am nächsten Morgen ließ sie mich auf dem Parkplatz am Hauptbahnhof zurück, um ein Geschäft abzuwickeln. Ich wäre ihr fast gefolgt, aber ich hatte keine Lust, mir eine Kugel einzufangen.

Auf dem Rückweg kamen die Berge bereits in Sicht, als sie fragte:
»Hast du Geld bei dir?«

»Zwanzig Mark, ungefähr.«

»Das reicht.«

Die gewundene Landstraße mündet in ein Dorf, ein Dörflein. Eine Kirche, ein paar Bauernhäuser, ein Kramladen, an dessen Tür »Geschlossen« stand und zwei Zapfsäulen vor einer Bretterbude.

Sie hielt an und ich zapfte Benzin, während sie eine Toilette suchen ging. Als die Preisanzeige 19 Mark erreicht hatte, hängte ich den Schlauch wieder ein und ging in die schäbige Hütte, um zu bezahlen. Es war niemand da. Auf der Theke stand ein Pappschild: »Bin gleich zurück, bitte warten.«

Sie kam herein. »Kein Klo«, sagte sie, »und kein Mensch weit und breit.«

»Ich müsste auch mal...«

Sie öffnete eine kleine Tür hinter der Theke. Tatsächlich war dort ein Abort untergebracht. Während sie sich erleichterte, schaute ich mich ratlos um. Die Kasse war offen und leer. Neben der Eingangstüre stand ein Gestell mit Tageszeitungen vom Vortag sowie ein paar gängigen Zeitschriften. Ein kleiner Kühlschrank barg drei Wasserflaschen und ein angebissenes Wurstbrot auf einem Pappteller.

Sie kam zurück und meinte: »Da drin stinkt es jetzt.«

»Macht nix. Ich kann nicht mehr warten.«

Ich ging pinkeln. Als ich in den Verkaufsraum zurückkam, sah ich durch die Scheibe, dass sie das Auto volltankte. Die zwanzig Mark steckten noch in meiner Tasche.

»Wir fahren gleich los, steig schon ein«, sagte sie, »mir ist hier unheimlich.«

»Nach Italien«, antwortete sie, als ich eine Stunde später fragte, wohin wir eigentlich unterwegs waren. Ihr Lächeln ließ die Zähne zwischen ihre Lippen wie Perlen im Licht der untergehenden Sonne schimmern.

»Schön«, antwortete ich, »Italien kenne ich noch nicht.«

Sie sang mit der Musik, die aus den Lautsprechern kam, nachdem sie eine Cassette eingeführt hatte. »There is a rose in Spanish Harlem...«

Sie hatte dem schwarzen Rhythmus tief in ihrer Seele eine Heimat geschaffen.

Wir hielten wenig später auf einem Waldparkplatz an. Es wurde zu dunkel, um ohne Scheinwerfer zu fahren. Kein Unterschlupf war in

Sicht, aber die Nacht schickte sich an, lau zu werden. Ein Wegweiser versprach einen Bergsee in 1,5 Kilometer Entfernung.

Sie verschloss den Ford Capri und wir folgten dem Pfad. Sie hatte ihre hohen Schuhe gegen zerschlissene Sandaletten getauscht und wirkte nun schwächlich.

Eine Weile schwammen wir, schliefen dann am Ufer im Gras. Ihre Haut war zart und weich.

Wir überquerten die Alpen und fuhren Richtung Neapel. Sie wählte grundsätzlich Landstraßen und gelegentlich Feldwege. Die italienische Grenze hatten wir auf einer staubigen Straße voller Schlaglöcher passiert. Das Benzin ging wieder zur Neige. »Longostagno« stand auf einem verwitterten Ortschild. Zwei Kilometer außerhalb des Dorfes bog sie in einen Feldweg ein, der zu einem Gehöft führte.

Eine Frau sah uns zu, wie wir eine Staubwolke hinter uns herziehend vor das Haus rollten. Sie hatte ihre roten Haare zu einem Zopf zusammengebunden und war damit beschäftigt, Wäsche aufzuhängen.

Sie stellte mir die Frau vor: »Das ist Ruby.«

»Henry ist nicht hier«, sagte Ruby, »aber ihr könnt hereinkommen. Er ist bald zurück.«

»Ich bin Wolf«, sagte ich.

Ruby lächelte. »Ich würde gerne mit euch fahren, zurück nach Hause, aber na ja, einstweilen...«

Wir traten ein.

»Ein Bier, Wolf?« fragte Ruby.

Ich nickte.

»Und du, Melissa?«

»Auch eins.«

Jetzt wusste ich endlich, wie sie hieß. Und sie kannte meinen Namen. Es war bisher nicht notwendig gewesen, diese Informationen auszutauschen.

Ruby stellte drei Flaschen Bier auf den Tisch, wir stießen an und sie sagte: »Willkommen im Land der lebenden Toten.«

Ich spürte ein gebrochenes Herz.

»Sogar die Treffen für unsere Tauschgeschäfte werden hier inzwischen ziemlich korrupt«, meinte Ruby.

Melissa zog ein Briefchen aus der Jeanstasche und legte es vor Ruby auf den Küchentisch. »50 Gramm, wie immer«, erklärte sie.

Melissa nickte. »Henry tankt euer Auto auf, wenn er kommt. Das Geld legt er dann auf den Sitz.«

Wir tranken unser Bier und warteten.

»Wie weit fahrt ihr denn?«, fragte Ruby nach einem tiefen Seufzen.

»Wir fahren den ganzen Weg, bis die Räder abfallen und brennen. Bis die Sonne den Lack vom Dach pelzt, die Sitzbezüge verblichen sind und die Mokassinschlange tot ist.«

Ruby lächelte nur und meinte: »Na ja, manche Kinder werden nie erwachsen.«

Ich dachte an einen Film mit Gregory Peck. Irgendwie war ich in dem Film, wusste aber nicht warum und welche Rolle ich eigentlich zu spielen hatte. Ich sah nur, wie die Menschen sich bewegten, und dass eine ganze Menge von ihnen die Augen auf mich gerichtet hielten.

Melissa stellte die leere Flasche ab und schüttelte ihre langen braunen Locken aus dem Gesicht. Zähne wie Perlen, wie Licht vom Mond am Himmel.

»Fahr mich um die ganze Welt«, bat ich sie.

Wir blieben im Gästezimmer, ihre Haut war zart und weich.

Sie suchten nach jemandem mit einem Pompadour. Als ich die Straße überquerte, fielen Schüsse. Ich wusste nicht, ob ich mich hinwerfen oder wegrennen sollte, also rannte ich. Jemand rief: »Wir haben ihn auf dem Friedhof umzingelt.«

Melissa war unterwegs, als sie mich in eine Zelle sperrten. Am nächsten Morgen sah sie mein Bild auf der Titelseite, darunter stand: »Ein Mann ohne Alibi.«

Sie kam sofort, um zu bezeugen, dass ich den Tag mit ihr verbracht hatte. Der Untersuchungsrichter zweifelte. Melissa brach zusammen und weinte echte Tränen.

»Aber er sieht dem Gesuchten zumindest sehr ähnlich«, sagte ein Zeuge.

Der Richter fragte den Beamten, der mich verhaftet hatte: »Trug er einen Pompadour bei sich?«

»Nein. Er hatte nichts bei sich, hat auch nichts weggeworfen, solange wir ihn beobachtet haben.«

Ich dachte an Melissas kleine Beuteltasche, die sie im Kofferraum verstaut hatte, als wir in Paris ausstiegen. »Jean wird sie sich holen«, hatte sie erklärt. Es waren runde 2 Kilogramm darin verstaut.

»Ähnlich ist nicht gut genug.« Der Richter schloss die Akte. Ich durfte gehen. Melissa weinte immer noch. Oder erst jetzt.

Ich war immer jemand, der die Gesetze nicht gern übertritt, aber manchmal findet man sich plötzlich auf der anderen Seite der dünnen Linie wieder. Die Linie verändert auch ihren Verlauf, gelegentlich.

Wenn es eine zündendere Idee gegeben hätte, wäre sie mir in jenem Moment recht gewesen. Aber schließlich reichten ihre Tränen und ihr offener Blick aus aufrichtigen Augen.

Wir warteten vor einem Kino auf den Einlass. »Billy Two Hats«, stand auf dem Poster. Ein Film mit Gregory Peck, aber nicht der, in dem ich mich befunden hatte, als wir in Longostagno auf Henry gewartet hatten. Das einzige, was sie mit Sicherheit über Henry wusste, war, dass er nicht Henry hieß. Aber Henry hatte uns den Wagen vollgetankt und auf dem Sitz lag ein Umschlag mit vielen gebrauchten Banknoten, italienischen, französischen und deutschen.

Es nieselte, während wir vor der Kinotüre standen. Melissa hielt ihren Pompadour in der linken Hand und sah mich mit ihren braunen Augen prüfend an.

»Wie geht es dir?«

»Ziemlich gut«, antwortete ich, »aber es könnte mir noch viel besser gehen, wenn du mich lehren würdest, wie.«

»Worum geht es eigentlich in dem Film?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Aber ich sehe jeden Film mit Gregory Peck.«

Sie hatte Zähne wie Perlen. Weiche Locken, braune Augen. Dunkler Honig. Liebe.

Ein Schatten fiel von hinten auf uns. Vier Männer hatten uns umringt.

Normalerweise läuft kaum etwas im Leben so, wie man es plant. Sie hatte etwas an sich gehabt, was ich mochte, etwas, das immer zu gut für diese Welt gewesen war.

»Du hast etwas in Frankreich verloren«, sagte sie zwischen zwei Liedern im Auto, »was ich an dir gemocht habe.«

Menschen, die gemeinsam etwas durchleiden, sind einander enger verbunden als die, denen es recht gut geht. Wir hatten Schaden genommen in Frankreich, um ein Haar nur waren wir entronnen.

Aretha Franklin sang jetzt über den »Son of a Preacherman«. Melissa stimmte ein. Dann sagte sie: »Die Menschen tun nicht das, woran sie glauben. Sie gehen den bequemsten Weg und dann tun sie Buße.«

»Bleib bei mir«, sagte ich, »wir lassen uns nieder und hoffen gemeinsam, dass der Sturm uns nicht das Dach vom Haus weht.«

Wir parkten hinter meinem Volkswagen. Der Mais war längst geerntet. Graue Wolken türmten sich über den Hügeln. Der Käfer war von Staub bedeckt.

Sie stieg aus, mit ihren unmöglichen Schuhen, die sie auf meine Höhe brachten. Aus dem Kofferraum ihres Capri nahm sie den Kanister und füllte die zwanzig Liter Benzin in den Tank meines Autos.

Vor langer Zeit. Ihre Haut war zart und weich. Mondperlen. Honigaugen. Braunlocken.

Ich weiß nicht mehr, wer ich war oder wohin unterwegs. Ich weiß nur noch, dass Gregory Peck einen Revolver trug und von hinten erschossen wurde.

Es scheint lange her zu sein. Damals, bevor die Sterne vom Himmel gewischt wurden.

Hartgekochte Eier – Highlands

12 Uhr läutet es vom Kirchturm. Ich bin in einer fremden Stadt, kenne mich nicht aus und kehre deshalb ein. Ich weiß zwar nicht, worauf ich Appetit habe, aber vielleicht weiß ich es doch, bin mir nur nicht ganz sicher.

Die Kellnerin kommt mir entgegen, außer uns beiden ist niemand im Lokal. Ob heute ein Feiertag ist? Warum geht denn hier zu mittäglicher Stunde kein Mensch essen? Die Kellnerin betrachtet mich sehr genau, als ich mich hinsetze. Ein hübsches Gesicht hat sie, und sehr lange, schimmernde, hellhäutige Beine. Bei all dem dunklen Holz, das die Wände verkleidet und aus dem die Möbel bestehen, schimmern sie um so heller. Wie mag sie heißen? Sie trägt kein Namensschild, wie man es sonst gelegentlich sieht.

Ich bitte sie: »Sagen Sie mir, was ich möchte.«

Sie meint: »Vermutlich wollen Sie hartgekochte Eier.«

Ein guter Vorschlag, bestätigt mein Magen. Oder ist es mein Gehirn? Egal. Jedenfalls stimme ich zu: »Prima Idee, genau richtig! Bringen Sie mir welche.«

Etwas huscht über ihr Gesicht, ein Lächeln wie ein vergänglicher Hauch Parfüm, wenn man auf der Straße an jemandem vorüber geht. Sie lächelt ganz kurz und sehr schüchtern. Sie sagt: »Wir haben aber keine, Sie sind zur falschen Zeit gekommen.«

Dann ist das Lächeln wieder verflogen und sie fügt hinzu: »Ich weiß, dass Sie ein Künstler sind. Machen Sie eine Zeichnung von mir?«

Nun gut. Einstweilen kein Essen für mich. Vielleicht habe ich ja auch gar keinen Hunger. Da ich von Natur aus ein höflicher Mensch bin, erwidere ich freundlich: »Wenn ich könnte, würde ich das gerne tun. Aber ich zeichne nicht aus dem Gedächtnis.«

Etwas irritiert gibt sie zurück: »Aber ich stehe doch hier vor Ihnen! Haben Sie keine Augen im Kopf?«

»Das stimmt schon, aber ich habe meinen Zeichenblock nicht zur Hand.«

Da ist er wieder, der Hauch eines Lächelns. Wie kostbar ein solcher Moment ist, in einer fremden Stadt, eingekehrt in ein fremdes Gasthaus. Die Freundlichkeit einer Fremden.

»Ach so. Dann nehmen sie die hier«, sagt sie, und reicht mir eine Papierserviette, »darauf können Sie mich zeichnen.«

Ob ich dieses Lächeln noch einmal hervorzaubern kann? »Das würde ich tun, wenn ich könnte, aber ich weiß nicht, wo mein Bleistift geblieben ist.«

Sie zieht einen hinter dem Ohr hervor. Klingt sie etwas ungeduldig? »Nun aber los, zeichnen Sie mich. Ich bleibe ganz ruhig hier stehen.«

Ihr Mine bleibt ernst, fast konzentriert. Als müsste sie das Kunstwerk anfertigen, nicht ich. Ich male ein paar Striche auf die Serviette. Dann zeige ich ihr das Ergebnis.

Ein Lächeln? Nein. Im Gegenteil. Sie nimmt die Serviette und wirft sie zurück auf den Tisch. Die hübsche Stirn ist gerunzelt. »Das sieht überhaupt nicht aus wie ich!«

Ich sage: »Oh liebes Fräulein, ganz bestimmt sieht das aus wie Sie!«

»Sie machen wohl Witze?«

»Ich wünschte, das wäre so.«

Bin ich jetzt eigentlich unhöflich? Meines Charmes verlustig gegangen? Immerhin, rechtfertige ich mich vor mir selbst, hat sie mir nichts zum Essen gebracht und noch dazu eine Zeichnung verlangt. Seit wann bin ich denn Zeichner? Wenn ich überhaupt Kunst zustande bringen sollte, dann doch eher mit Worten ...

Unvermittelt fragt sie mich: »Sie lesen keine Literatur von weiblichen Autoren, oder?« Zumindest glaube ich, dass sie das gesagt hat. Falls ich mich nicht völlig verhört habe. Sie scheint gerne das Thema zu wechseln, ohne dass ich einen Anlass erkennen kann. Von den hartgekochten Eiern über das Zeichnen zum Bücherlesen.

»Hören Sie«, gebe ich zurück, »woher wollen Sie denn das wissen? Und überhaupt, welche Rolle würde es spielen?«

»Sie machen nicht den Eindruck, das meine ich.«

Nun ja. Das kann ich nicht beeinflussen, welchen Eindruck ich auf sie mache. Aber immerhin kann ich den Irrtum aufklären.

»Ganz falsch, völlig falsch!«, erkläre ich energisch.

Neugierig will sie wissen: »Und welche haben Sie gelesen?«

»Erica Jong.«

Sie geht einen Moment aus dem Speiseraum in die Küche, ich schlüpfte vom Stuhl und trete wieder auf die belebte Straße hinaus. Doch niemand geht irgendwo hin.

Kapitel 5

Der Autor und das Copyright

Es gibt Autoren wie Sand am Meer. Dieser hier stellt sich wie folgt in Stichpunkten vor:

Der volle Name lautet Günter Johannes Matthia, früher als Musiker auch bekannt unter dem Pseudonym John Matthews.

Zu erreichen bin ich per Post: Soester Straße 21-23, 12207 Berlin. Oder per Fax: +49 30 36467910. Oder per Email.

Geboren am 23.09.1955 in Berlin Charlottenburg

Verheiratet, von Beruf Personalreferent in einem Berliner Industriebetrieb, freiberuflich als Ghostwriter, Lektor, Übersetzer und vieles mehr, siehe MatMil

Aus Leidenschaft jedoch Autor und Publizist.

Dieser Text wird Ihnen kostenlos zur Verfügung gestellt, er darf ohne Rückfragen für private Zwecke kopiert und weiterverwendet werden, solange keine Änderungen vorgenommen werden, kein Geld beziehungsweise keine Leistung für das Lesen verlangt und die Quelle angegeben wird.

Jegliche Verwendung zu kommerziellen Zwecken - im Internet oder in Printmedien - bedarf einer vorherigen Vereinbarung mit dem Autor.

Copyright (c) 2010 Günter J. Matthia, Soester Str. 21-23, 12207 Berlin, Germany

Permission is granted to copy and/or distribute these documents under the terms of the GNU Free Documentation License, Version 1.2 or any later version published by the Free Software Foundation; with no Invariant Sections, no Front-Cover Texts, and no Back-Cover Texts.

— — —

- Bücher von Günter J. Matthia: <http://gjemberlin.wordpress.com/>

bucher/

- Weitere Texte von Günter J. Matthia:

<http://gjemberlin.wordpress.com/artikel/>

- Blog von Günter J. Matthia: <http://gjmatthia.blogspot.com/>

Vom selben Autor

Die Entblößung (2009)

Ein Mann sieht sich mit einer Galerie im Internet konfrontiert, in der er zunehmend entblößt wird. Ist es irgendwie vermeidbar, dass er in Kürze nackt dasteht? Oder wird jedermann binnen weniger Tage zu sehen bekommen, was sonst allenfalls in der Sauna oder am geeigneten Strand entblößt wird?

Wer bist du, Jessika? (2010)

Der Fahrstuhl bleibt stecken, das Licht geht aus, Bernd wird von einer Unbekannten zärtlich geküsst. Als der Lift wieder anläuft und die Tür sich öffnet, verschwindet die junge Frau in Windeseile.

Bald darauf sieht Bernd sie wieder, die beiden werden ein Paar. Doch Jessika hat Geheimnisse. Finstere Geheimnisse. Tödliche Geheimnisse. Womöglich ist sie nicht von dieser Welt. Und Bernd gerät mehr und mehr in ihre Verstrickung. Er erkennt viel zu spät, in welcher Gefahr er sich befindet.

Zurück nach Korinth? (2010)

Die beiden uns erhaltenen Briefe des Apostel Paulus an die Gläubigen in Korinth sind, wie seine anderen Schriften, alles andere als nüchtern, abgeklärt oder langweilig. Sie sind vielmehr provokativ, spannend, leidenschaftlich und manchmal ganz schön kontrovers, wie wir am Beispiel des ersten Korintherbriefes sehen werden – vorausgesetzt der geschätzte Leser folgt mir durch diese Seiten. Die Frage lautet: Sind wir womöglich genau in dem Zustand, den Paulus bezüglich der Gemeinde in Korinth beschrieb?

Neuland (2010)

Eine Erzählung, die mit dem Grauen eines Morgens beginnt. Fritz Wegemann sieht sich eingekreist, umzingelt. Und das ist erst der Anfang. Die Menschheit ist dabei, sich endlich und endgültig auszulöschen ... kann es wirklich sein, dass ausgerechnet er eine Chance bekommt, der Apokalypse zu entgehen?



www.feedbooks.com
Food for the mind